



Nebst Leder der Stoff für die Schuhmacher: Leim



Ein kleiner Sennenschuh und der dazugehörige Leisten.



Abschleifen, bevor eine neue Sohle an den Schuh kommt.



Armin Näf an der Schuhmachermaschine in seiner Werkstatt in Unterwasser.

Der 85jährige Armin Näf aus Unterwasser im Toggenburg ist seit seinem 15. Lebensjahr Schuhmacher. Am 1. April werden es genau 70 Jahre. «Pensioniert, das war ich noch keine Stunde», sagt er.

Der Schuhverstehere

TEXT: CHRISTIANA SUTTER, BILDER: MICHEL CANONICA

Noch jeden Morgen geht er um halb acht in die Werkstatt und ist dort bis zum Ladenschluss. Ruhig nimmt er eine kleine Kneippe, ein Messer ohne Schaft, zur Hand und schneidet ein kleines Stückchen Leder aus. «Das benötige ich später.» Armin Näf sagt aber nicht, wozu dieses kleine Stück Leder gehört.

Er sitzt in seiner Werkstatt, gleich links, wenn man durch die Türe in den Laden des Schuhgeschäfts Näf im Sändli in Unterwasser eintritt – es riecht nach Leder und Leim. Versteckt hinter einem Gestell sitzt er mit seiner blauen Schürze, die Brille vorne auf der Nase, und schaut den Eintretenden neugierig an. «Wie kann ich helfen?» Er legt die Kneippe auf die Seite und blickt hinter dem Gestell hervor.

Seit 1952 ist er der Chef im Schuhgeschäft. Damals musste er als 21-Jähriger den Laden und die Werkstatt übernehmen, weil sein Vater im Alter von 53 Jahren gestorben ist. Erst kurz zuvor, 1949, hat Armin Näf die dreijährige Lehre abgeschlossen. Die Ausbildung hatte er am

1. April 1946 bei seinem Vater begonnen. «In die Berufsschule bin ich nach Wattwil gegangen. 30 Lehrlinge waren wir damals, heute sind es gesamtschweizerisch gerade einmal 50 bis 60», sagt der 85-Jährige.

Früher Schuhmacher in jedem Dorf

Eine andere Berufswahl gab es für Armin Näf nie. Er war ein kränkliches Kind und verbrachte viel Zeit bei seinem Vater in der Werkstatt. Schon früh hat er gelernt, wie man mit einer Kneippe, einer Lederschere, einer Zange oder einem Hammer umgeht. Dass sein Vater Schuhmacher und nicht Bauer wurde, hatte seinen Grund. Er litt an Kinderlähmung. Aufgewachsen ist Armin Näf zusammen mit sieben Geschwistern im Sändli in Unterwasser. Für einen Bruder hat der junge Schuhmacher mit 14 Jahren in der siebten Klasse ein Paar Sennen-Halbschuhe geschustert.

Nach der Lehre arbeitete Armin Näf in Schaan und Hundwil. In Hundwil erhielt er 30 Franken Lohn pro Woche. «Ich musste jeden Tag ein Paar beschlagene Schuhe machen.» Er nimmt ein Paar alte Militärschuhe zur Hand: «Genau solche», sagt er nicht ohne Stolz.

Er schaut auf seine rechte Hand und beginnt, mit den Fingern zu zählen. «In Wildhaus hatte es früher zwei, in Unterwasser vier und in Alt St. Johann drei Schuhmacher. Damals konnte man nicht einfach in einen Laden gehen und fertige Schuhe kaufen.»

Zuerst wurde der Fuss ausgemessen, dann der passende Leist ausgewählt, anschliessend das Leder zurechtgeschnitten und dann der Schaft genäht. Auch Skischuhe wurden im Hause Näf selber hergestellt, «dieselben wie Molitor in Wengen.» Die Kunden kamen aus der ganzen Schweiz, «und sogar aus Mailand». Mit Bedauern sagt Armin Näf, dass er keine selbstgemachten Skischuhe mehr hat.

«Ich sehe der Form an, wem sie gehören»

Er nimmt einen Winterstiefel zur Hand und zieht die Augenbrauen hoch. «Hier hat sich die Sohle gelöst, die kann ich ankleben.» Oft lohnt es sich aber nicht, Schuhe zu flicken. «Viele Leute kaufen heutzutage schlechtes Schuhwerk, die sind im Moment billiger, aber man kann sie nicht mehr flicken.»

Skifahren war im Leben von Armin Näf nie ein Thema. «Ich stand in meinem Leben noch

nie auf Ski.» Das ist erstaunlich, denn er weiss genau, was zu tun ist, wenn ein Schuh drückt. Er kennt die Füsse seiner Kundschaft und begleitet sie oft von Kindesbeinen an bis ins Erwachsenenalter. «Wenn mir ein Schuh zum Flicken in die Werkstatt gebracht wird, sehe ich der Form an, wem sie gehören», sagt er ver-schmitzt.

Mit dem Sohn in die Pension

Früher kamen die Kunden aus der ganzen Welt, um Ski- und Wanderschuhe im Schuhhaus Näf zu kaufen. «Aus Mexiko, Schweden, Frankreich und vielen anderen Ländern kamen Gäste zu uns, denn das Obertoggenburg war touristisch viel angesehener als heute.» Die Hotels im Dorf beherbergten während Wochen Gäste von überall her. Heute sind es hauptsächlich Leute aus dem Raum Winterthur, Frauenfeld und Schaffhausen – und diese kommen oft nur für einen Tag.

Armin Näf konnte das damals wie heute nicht alles selber bewältigen. Ende der 50er-Jahre hat er seine Frau Käthy kennen gelernt.

Fortsetzung auf Seite 24